

Aus dem Garnisonsspital.
Stimme aus dem österreichischen Soldatenleben.
Von Leo Forst.

[Nachdruck verboten.]

Im "Zimmer VI" ging es um. Da, es mußte so sein, da aus diesem Zimmer höchst selten ein Schwerkranker nur solche lagen darin — ungepflegt herauskam! Gang und gäbe zumal war folgende Spätgeschichte, die in jene grauen Zeiten zurückging, wo das Spital ein Nonnenkloster gewesen. Allmächtig Schlag zwölf erscheint eine hohe Frauengestalt in langen, schwarzen Gewande, aus ihren Augen spricht dämonisches Feuer, einen blanten Dolch schwingt ihre Rechte. Wehe dem, der sie schaut! In wilder Umarmung preßt sie ihn an sich, drückt ihm Mund und Augen mit heißen Küssen zu, indessen ihre Rechte seine Seele herausschneidet. Dann schießt sie ein schrilles Siegesgeschrei aus und entschwebt mit der Beute in ihr dunkles Bettes, wo sie die arme Seele martert und schändet, bis abermals ein anderer in ihre glühenden Augen gesehen. Also rächt weiland Metistin Magdalena, geborene Comtesse Rosa von Radnitz, die Untreue ihres Geliebten, eines hohen Kavallerieoffiziers, in blindem Wahm an ganzen Soldatenland; und so lange nicht jeder Zweifler eines bielsand seinem Feindesleben die Treue hält, stirbt nicht die kriegerische, schwarze Bettin!

Solch gräßliche Mordthaten brachten dem Rekruten das Gemüth bei, verleiteten ihm das billige Kraut, die ungarischen Cigaretten, und überzielten zuweilen in fiad-fünftler Nacht auf einjamen Posten selbst "alte Diener" mit kalten Schauern.

In diesem Gerüche stand auch der Wärter dieses Zimmers, ein kleiner, hämmiger Wajzerpolak mit aufgebunnenem Gorillagesicht, der außerdem bei allen gottesdienlichen Handlungen als Sakristan fungirte, als Barbier und Haarschneider monatlich ein Ertabononrar aus der Spital-Leitungskassa erhielt, und dem zu guterletzt noch die Dohut über die Leichenkammer anvertraut war. Eiliche wollten nämlich wissen, daß der "Tobtenhansl" ein Schuß- und Kreuzbündnis mit der "schwarzen Bettin" eingegangen, ja ihr sogar in's Handwerk pflüchte.

"Grüß Gott, alles Dams! Securus!"
Ich stand noch mitten in der Thüre, mit angstvollen Blicken den dümmrigen Raum durchspähend, da mich der frante Freund also willkommen hieß. Wie ein Gespenst zog vor der wohlbetanten Stimme alle Furcht aus den Gliedern; noch drückte ich die Kante zu und eilte zu Hochleiter, der mir lächelnd die Rechte entgegenstreckte.

"Woher gehst du schon an, Zimmer I"; in einer Woche bin ich wohl wieder bei Euch.
Das war ich wohl schon erfahren", hub der Hauptmann an, "findet heute um drei Uhr das Begräbniß Eures Kameraden, des Infanteristen Johannes Babarner, statt. Sit nun einer unter Euch, der ihm wohl gestanden? Der arme Kerl hat keine verwandte Seele; deshalb soll einer von seinen Kameraden dem Sarge als Leidtragender folgen. Wer thut's?"

Mauschensfüll war's, Niemand rührte sich; nur dort rückwärts verzog der und jener sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen oder zupfte den Nebenmann an der Nase und lenkte durch pfiffige Miene und Augenzwinkern seine Blicke auf den Feldwebel, der, abseits hinter dem Hauptmann stehend, sich fortwährend mit dem großen blauen Taschentuche Kühlung zusüchtete. Auf der hohen Stirn des Hauptmanns zeigte sich bereits die so gefürchtete lange Falte, die buschigen Brauen zuckten, er wollte schon die Gatte wiederholen, da trat Hochleiter aus dem Halbkreis hervor, salutarisch und sprach: "Herr Hauptmann, ich melde mich gleichsam als einem Liebedienst bereit, da ich im Spital mehrere Wochen Babarner's Bettnachbar gewesen. Statt aller Antwort klopfte der Kommandeur dem Einjährig-Wehrwilligen auf die linke Schulter und entließ ihn mit einem festen Händedruck. Sodann rief er den Feldwebel heran, ertheilte ihm einige Weisungen in Betreff der Beisetzung und besieg alsbald seine weise "Dona".

"Doppelreihen rechts; Compagnie marsch! Ruht!"
Unter den monotonen Gebeten des Priesters wurde der schlichte Holzarg herabgelassen. Mit gefalteten Händen stand Hochleiter am Grabesrand und blickte feuchtschimmernden Auges in die dunkle Gruft. Da wurde er plötzlich durch einen lauten, kurzen Seufzer aus seinen stillen, frommen Gedanken herausgerissen. Hart zu seinen Füßen war der Feldwebel ohnmächtig hingefallen. Die Sache war ihm also doch beigegegangen.

Sa, Euppan bereute und legte noch an demselben Tage das Begräbniß seiner Wihandlungen ab und zwei Wochen darnach stand er vor dem Militärgericht. Das Urtheil lautete auf Degradation zum Infanteristen und zweimonatlichen schweren Kerker.

Auf den Weiden und Feldern seines Oheims mitter-licherleits hatte der still verwaltete Kleinbauernsohn eine freudenarme Kindheit und Jugend verleben. Allein trotz schlechter Kost und schwerer Arbeit schloß Johannes in die Höhe, wurde stark an Kräften und bewahrte inmitten roher Umgebung ein weiches Gemüth. Die Afsenitungscommission fand ihn vollkommen tauglich. Und Babarner ging gerne in des Kaisers Dienste; schlimmer als dahem konnte es doch auch da nicht sein! Aber der tannegroße, bärenstarke Purfche erwies sich beispiellos vermagelt und begrifflich im Erfassen der einfachsten militärischen Fertigkeiten. Er war trotz aller Prüffe und Verrenkungen in seine halbwegs reglementmäßige Stellung einzurichten; das Gemüth

saß ihm wie ein Prügel auf der Schulter, riß er es herunter, so brachte er es nicht mehr hinauf; er verpöchte alle Wendungen und Bewegungen des Gliedes und Juges — kurz, er war ein Klob, den man zerhagen, aber nicht biegen konnte. Was Wunder, wenn er der Prügelbube der Gargen vom Feldwebel abwärts und das Achenbedel seiner Kameraden wurde.

An einem Nachmittage (die Compagnie "mehrere" im Mannschafszimmer unter den Augen des Feldwebels Gewehrgriffe) machte der arme Babarner keine Sache wieder gar so jämmerlich schlecht, daß der Feldwebel in toller Wuth seine Hände an den Wangen des "Mimoceros" durchröhrte schlug und überdies mit dem hüftelenbestekten Stiefelabsatz dessen rechten Fuß tüchtig bearbeitete. Nach zwei Tagen mußte sich Babarner marode melden, er konnte nicht mehr gehen. Der Regimentsarzt untersuchte lange den geschwollenen Fuß, schüttelte den Kopf und schickte den Infanteristen ins Spital.

Dort entfernte der Stabsarzt den Nagel und das brandige Glied der großen Zehe; doch die Operation war keine glückliche, die Entzündung griff weiter. Vergebens bemüht sich nun die Doktoren, Babarner zu einer Amputation des Fußes zu bringen; er blieb bei der Antwort: "Ich will lieber sterben, denn als Krüppel heimkehren." Und auf die Frage, wie er zu dieser Wunde gekommen, zuckte er mit den Achseln. Bloss zu meinem Fremde, dem es gegeben, jeden für sich zu gewinnen, jagte er einmal: "Gott hat uns befohlen, auch die Feinde zu lieben, und ich habe dem Feldwebel schon lange alles vergeben. O, wäre ich doch bald bei meinen Eltern!"

Babarner mußte die letzten Worte, die der Freund mir mittheilte, vernommen haben, denn er richtete sich jetzt auf, sah Hochleiter halb fragend, halb vornurrsvoll an und rief mich dann durch Händewinken an sein Lager, das für die Hütengehalt viel zu klein.

"Ich bitte, iogen Sie das Alles nicht weiter", flüsterle er mir in's Ohr. Und als ich ihm bereitwillig Schweigen gelobte, da leuchteten die braunen Augen.

Inzwischen war eine volle Stunde vergangen. Die Kranken wurden allmählich wach, keuchten, husteten und ächzten; winkelnd begehrte der eine ein Glas Wasser, der zweite mit bitterer Geberde ein Pulver und der Wärter fing schon an zu schelten und zu fluchen. Es fröstelte mich, ich nahm Abschied vom Freunde und verließ im Schnellschritt das unheimliche Zimmer.

Uniere Compagnie hatte heute leichten Dienst: es war ihr die Aufgabe zugefallen, als "marirtirter Feind" eine bewaldete Anhöhe zu besetzen und alle Angriffe zurückzuschlagen. Jetzt wurde "abgelassen". In wenigen Sekunden war die Compagnie am Fuße des Hügel's vollständig bekommen.

"Wie Ihr wohl schon erfahren", hub der Hauptmann an, "findet heute um drei Uhr das Begräbniß Eures Kameraden, des Infanteristen Johannes Babarner, statt. Sit nun einer unter Euch, der ihm wohl gestanden? Der arme Kerl hat keine verwandte Seele; deshalb soll einer von seinen Kameraden dem Sarge als Leidtragender folgen. Wer thut's?"

Mauschensfüll war's, Niemand rührte sich; nur dort rückwärts verzog der und jener sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen oder zupfte den Nebenmann an der Nase und lenkte durch pfiffige Miene und Augenzwinkern seine Blicke auf den Feldwebel, der, abseits hinter dem Hauptmann stehend, sich fortwährend mit dem großen blauen Taschentuche Kühlung zusüchtete. Auf der hohen Stirn des Hauptmanns zeigte sich bereits die so gefürchtete lange Falte, die buschigen Brauen zuckten, er wollte schon die Gatte wiederholen, da trat Hochleiter aus dem Halbkreis hervor, salutarisch und sprach: "Herr Hauptmann, ich melde mich gleichsam als einem Liebedienst bereit, da ich im Spital mehrere Wochen Babarner's Bettnachbar gewesen. Statt aller Antwort klopfte der Kommandeur dem Einjährig-Wehrwilligen auf die linke Schulter und entließ ihn mit einem festen Händedruck. Sodann rief er den Feldwebel heran, ertheilte ihm einige Weisungen in Betreff der Beisetzung und besieg alsbald seine weise "Dona".

"Doppelreihen rechts; Compagnie marsch! Ruht!"
Unter den monotonen Gebeten des Priesters wurde der schlichte Holzarg herabgelassen. Mit gefalteten Händen stand Hochleiter am Grabesrand und blickte feuchtschimmernden Auges in die dunkle Gruft. Da wurde er plötzlich durch einen lauten, kurzen Seufzer aus seinen stillen, frommen Gedanken herausgerissen. Hart zu seinen Füßen war der Feldwebel ohnmächtig hingefallen. Die Sache war ihm also doch beigegegangen.

Sa, Euppan bereute und legte noch an demselben Tage das Begräbniß seiner Wihandlungen ab und zwei Wochen darnach stand er vor dem Militärgericht. Das Urtheil lautete auf Degradation zum Infanteristen und zweimonatlichen schweren Kerker.

Auf den Weiden und Feldern seines Oheims mitter-licherleits hatte der still verwaltete Kleinbauernsohn eine freudenarme Kindheit und Jugend verleben. Allein trotz schlechter Kost und schwerer Arbeit schloß Johannes in die Höhe, wurde stark an Kräften und bewahrte inmitten roher Umgebung ein weiches Gemüth. Die Afsenitungscommission fand ihn vollkommen tauglich. Und Babarner ging gerne in des Kaisers Dienste; schlimmer als dahem konnte es doch auch da nicht sein! Aber der tannegroße, bärenstarke Purfche erwies sich beispiellos vermagelt und begrifflich im Erfassen der einfachsten militärischen Fertigkeiten. Er war trotz aller Prüffe und Verrenkungen in seine halbwegs reglementmäßige Stellung einzurichten; das Gemüth

Australische Lebensformen.

Manches hat sich, seit ich vor beinahe einem Jahrzehnt Australien besuchte, geändert. Im großen und ganzen ist das Land unserm alten Welttheile ähnlicher geworden.

Aber noch immer sind auch in den allereffen und aller besten Gashäusern die Wehrzahl der Zimmer bloß zum Nachtlager eingerichtet und dementsprechend mit guten, großen Betten ausgestattet, aber zum Aufenthalt am Tage, zum Lesen, Schreiben, Arbeiten durchaus ungeeignete dumpfe, lichtarme Höhlen. Was die Engländer zu schreiben oder sonst zu erledigen haben, besorgen sie im Vele-oder Nachzimmer, ohne sich durch das Geräusch der umgeborenen Bettungen, durch das Sprechen und Klauden der übrigen hören zu lassen. Uns Deutschen will diese Sitte nicht recht gefallen.

Die australische Küche ist, einige Eigenthümlichkeiten abgerechnet, gleichbedeutend mit der englischen, die ja bekanntlich von der kontinental-europäischen grundverschieden ist. Ochsenschwanzsuppe, nachgahmte Schilbfrüchtensuppe, Fisch und sehr reichliches Fleisch; dazu die vielerlei Tannen, wie z. B. Anchovis, Worcesterhire u. s. w., ungepöschene, schlecht-gedöchte Gemüße, roher Salat, den man in Salz kumt, rohe Sellerie, Wasserkrasse, Käse, Thee und Pfefferminz-Marmelade spielen hier dieselbe Rolle wie in England. Dreimal des Tages, um 8, um 1 und um 6 Uhr, werden in den besseren Gashäusern höchst solide Mahlzeiten eingenommen. Auch der, dem das anfangs ein wenig fremd vorkommt, gewöhnt sich bald und gern daran, früh morgens 8 Uhr Fisch, verschiedene Arten von frisch-gebratenem Fleisch, in kontinental-europäischem Sinne ein ganzes Mittagsgemahl, zu sich zu nehmen. Die englisch-australische Küche der besten Gashäuser von Melbourne, Sydney und Adelaide und ebenso der reicheren Privat-häuser ist zwar weniger mannigfaltig als die deutsche oder französische, aber was man bekommt ist reichlich, von vorzrefflicher Beschaffenheit und wird höchst sauber aufbewahrt. Auf dem Tische und an den kleineren Orten ist es schon mehr Glückssache, wenn man gute Küche findet. Immerhin sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Kost der besseren Klassen reichlich und wegen des Vorwiegens von besser als bei uns gebratenen Fleisch, von Gern u. s. w. sehr nahrhaft sei. Aber sobald man auch nur eine Stufe abwärts geht, bekommt man äußerst schlechte Kost, die selbst in der ersten Klasse vieler Küstendampfer die Regel ist. Ein Mittagessen gibt es nicht. Das man auch um billigen Preis oder an kleinen Orten schmackhaft zubereitete Speisen bekommen sollte, ist eben dem Engländer nicht einzuleuchten. In vielen der besseren Gashäuser wird, auch wenn sie keine Kaffeepaläste sind, bei Tische bloß Thee oder Kaffee getrunken. In diesem Lande der Wassertrinker und der Wischkytrinker, der Maßigkeitapostel und der Trantenbolde könnte guter Wein unmöglich noch Verdienst gewürdigt werden.

Kein größerer Unterschied als der zwischen englischer und australischer Dienerschaft. Ueber die letztere läßt sich nicht viel Lobliches sagen. Noch am besten sind deutsche Dienstmädchen, die bei einem Lohn von 8 — 10 Mark wöchentlich in Familien und 15 — 20 Mk. in Gashöfen Stellung zu finden pflegen und gewöhnlich auch, wenn sie etwas verstehen, binnen wenigen Jahren einen Mann bekommen. In Nordten vertreten vielfach Chinesen die Stelle der Dienstmädchen. Neuerdings haben, um den drückenden Mangel an guten Dienstboten auszugleichen, einige vornehme Familien den Versuch gemacht, ob indische (aus-schließlich männliche) Dienerschaft sich auch für dieses Land eignet. Viele Familien befehlen sich, die häusliche Arbeit aus Allernothwendigkeit beschränken, ganz ohne Dienstboten. Allgemein sind jene kleinen asbestgefüllten Gasöfen verbreitet, welche, da Hausfrau oder Hausfrau sie ebenso schnell anzünden wie ausländische können, keine Ansprüche an Dienerschaft stellen und in diesem Klima zur Heizung an besonders kalten Tagen vollkommen ausreichen.

Trinkgelber, Service und Bougiebedienung sind in australischen Gashöfen unbekannt. Außer in den Kaffeepalästen, wo man auch Zimmer ohne Kost bekommen kann, zahlt man für den Tag oder die Woche eine gewisse Summe, welche die Wohnung, drei Mahlzeiten und überhaupt alles außer Bier und Wein in sich schließt. Beim Weggehen pflegt man dem "Porter", der die Stiefel gepuht und das Gepäck getragen, aber auch bloß diesem, ein Trinkgeld zu geben. Wenn man Kellnern, Kellnerinnen u. Trinkgelber geben wollte, so würde das geradezu Luffsen erregen und vielleicht zurückgewiesen werden. Die natürliche Folge ist, daß man, namentlich als Fremder, ungläublich schlecht bedient wird. Und wer jemals in Europa über das Trinkgelberdrehem, das doch wenigstens die Möglichkeit, sich gute Bedienung zu verschaffen, offen lassen würde, seinen Unwillen ergossen hat, könnte hier bei seinen glühendsten Anhänger werden.

Wer in englischen Familien eingeführt ist, wird auch hier und vielleicht hier wegen des freieren Tones noch mehr als in England die vielen schönen Seiten des behaglichen englischen Familienlebens schätzen lernen. Sit man erst einmal etwas näher mit ihm befreundet, hat man Brot und Saß mit ihm genossen, so zeigt sich der Engländer gern gastfrei und lebenswürdig. Je besser man ihn kennen lernt, desto mehr pflegen seine vielen guten und großen Charaktereigenschaften hervorzutreten. Und bei den Kolonialfrauen und Kolonialbüchern der gebildeten Stände vereinigt sich Bescheidenheit, Lebenswürdigkeit, Freundlichkeit mit einem betraglichen Mangel der in Deutschland so oft zu findenden Schüchternheit. Indem ich einige Vorzüge hervorhebe, will ich nicht leugnen, daß mir, soweit meine eigene Beobachtung reicht, die oft gehörte Bespauung, die gewandten Weltformen könnten den gegenüber

Europa stark hervortretenden Mangel an Tische nicht erleben, auf Wahrscheinlichkeit zu beruhen scheint.

Wer frisch aus Deutschland kommt, wird sich, so lange er nicht in englische Familien eingeführt ist und wenn er nicht ihm zugewandene deutsche Landeskunde findet, in diesen englischen Kolonialländern höchst vereinsamt und unglücklich fühlen.

In Frankreich, in Italien, überhaupt in allen jenen Ländern, wo mitteleuropäische Lebensformen maßgebend sind, mag der einzelne auch ohne Umgang mit einheimischen Familien und selbst wenn er keine Landeskunde findet, ein erträgliches Leben führen. Restaurants, Kaffeehäuser, Bierhäuser, Theater, vor allem ein gemütliches Gasthaus können ihn nach des Tages Arbeit Ruhe und wenigstens so viel Zerstreuung bieten, daß er sich nicht allzu vereinsamt fühlt. Aber die Gasthäuser, die Restaurants, die Kaffeehäuser dieser englischen Kolonialländer sind von solcher Ungemütlichkeit, daß, wer während in solche Stadt kommt und es in der dunkeln, dumpfen Höhle, welche sein Schlafzimmer darstellt, nicht auszuhalten vermag, Stundelang umhertrüben, Dugende von widerwärtigen „Bars“ sehen kann, wo die Leute stehend ihren Gin, Whisky oder Brandy schlucken, ohne mit aller Mühe ein Plätzchen zu finden, wo er ansatzuhaben, ein Glas Bier zu trinken, eine Zigarre zu rauchen, eine Zeitung zu lesen vermöchte. Wir Deutsche haben in dieser Hinsicht entschieden andere Bedürfnisse als die Engländer. In mancher Hinsicht sind wir beschidenere Ansprüche an das Leben stellend, sehr viel nach einer andern Richtung hin anspruchsvoller. Das Leben in diesen englischen Kolonialländern erscheint uns — wohlverstanden, so lange wir fremd sind und nicht in Familien verkehren — im höchsten Grade einsamig und langweilig. Daher die Thatsache, die man überall beobachten kann, daß auch seit vielen Jahren im Lande ansässige deutsche Großkaufleute, daß die Commandanten und Offiziere unserer Kriegsschiffe, daß überhaupt alle Deutsche, selbst wenn sie in den elegantesten und vornehmsten englischen Clubs Zutritt haben, doch stets gern zu einem etwa vorhandenen deutschen Gast- oder Bierpauze kommen, selbst wenn diese derartig einfach und beschiden sein sollte, daß sie es in Deutschland kaum betreten würden. Die deutschen Clubs von Adelaide, Melbourne Sydney etc. entsprechen einem wirklichen Bedürfnis und verhalten sich auch äußerlich zu den englischen Clubs zurückflehend und stets zurückflehend werden. Dauernd und ohne Unterbrechung hat es deutsche Gasthäuser und Restaurants bloß in Südaustralien, nicht aber in Victoria und New-Südwales gegeben. Aber man kann beobachten, daß, wenn ab und zu in Melbourne oder Sydney ein besseres Restaurant nach deutscher Art geteilt wird, sich sofort deutsche Kundenschaft dorthin zieht.

Den Wert von Familienbeziehungen lernt man besonders Sonntags schätzen. Alsdann sind die Straßen wie ausgefüllt und während der Kirchezeit flucht auch der ganze Eisenbahn- und Straßenbahn-Verkehr. Wer als Fremder nach Melbourne käme, könnte, wenn er nicht in seinem Gasthause oder seiner Privatwohnung Speisen erhält, die ganze Stadt vergeblich nach einer Speisewirtschaft durchsuchen, die Sonntags geöffnet wäre. Das englische Familienleben und ein Sonntag in englischen Häusern mit recht viel lustigen Töchtern ist ja nicht übel — aber dem Einkommen, der noch keine Besuche gemacht, scheint, wenn er Sonntags solche Stadt betritt, ein furchtbarer Alp anwesenhaftester, unerträglich langerweilte über dieser verdorrten Ansammlung von Stein und Gebäuden zu brüten. In diesem Lande, das sich mit Vorliebe ein freies nennt, verfällt in Polizeistrafen, wer Sonntags den unschuldigen, auf der ganzen Erde, soweit sie nicht englisch ist, gestatteten Vergnügungen nachgehen wollte. Daß der Engländer die größere Freiheit anderer Länder wohl zu schätzen weiß, zeigt die Vorhofszeit und Lebensfreude, mit der grade er sich auf Reisen in Deutschland, Italien, dem Orient etc. herumtummelt. Von den gebildeten Australiern scheren die meisten selbst über die Rücksichtslosigkeit des Temperenzwesens, der Heikämmer, der übertriebenen Sonntagsheiligung und anderer barocker Auswüchse des Engländerthums. Uebrigens ist der Engländer ohne Unterschied des Standes viel kirchlicher als der Deutsche. Selbst allbekannte Lebensmänner verüben in Australien nur selten den sonntäglichen Gottesdienst. Obwohl es allein schon in einem 75 000 Einwohner zählenden Orte wie Brisbane nicht weniger als 40 verschiedene Secten oder Glaubensbekenntnisse giebt, bildet dennoch die im Grunde genommen und ihrem Wesen nach gemeinnamige Religion ein alle Engländer umfassendes, den nationalen Zusammenhalt vernehmendes Band von nicht zu unterschätzendem Werte. Den mit englischem Wesen nicht Vertrauten betreffend es namentlich, an Sonntagen, bisweilen auch schon an Samstagen, in den belebtesten Straßen Gruppen von Leuten zu sehen, die sich von diesem oder jenem als Redner auftretenden Schneider oder Schuhler religiös haranguirten lassen.

Familien leben hier im Gegenlage zu Europa verhältnismäßig billiger und besser als Junggeheilen. Junggeheilen leben sich schon in England langweilig und in Australien betraue merkwürdig. Es ist ein Geschickstand, aber kein Land des Vergnügens und Lebensgenusses. Obwohl es reiche Leute in großer Anzahl giebt und man den Werth des Grundbesitzes einiger auf 100 bis 200 Millionen Markt beziffert, wird verhältnismäßig wenig Luxus getrieben. Sogar in Rio Janeiro oder in Buenos Aires obtebt man zehnmal mehr für glänzende Opera und prächtige Frauengehänder aus als in Melbourne oder Sydney. Als Sport sind Cricket und Pferderennen am beliebtesten. Aber das Cricketspiel wird in Australien so übertrieben ernst und lächerlich wichtig genommen, als ob Wohl oder Wehe des Landes vom Ausgange dieses oder jenes Wett-

kampfes abhängen. Mehrlich wie London, wenn auch nicht in gleichem Grade, sind Melbourne und Sydney prächtige Städte, wo in den Straßen bis Mitternacht viel Leben herrscht, wo man spät zu Bette geht, spät aufsteht und spät ins Geschäft kommt.

Ebenso wie sich in Amerika bereits eine große, hagere, knochige Spielart der englischen Rasse herangebildet hat, ebenso wird, das unterliegt keinem Zweifel, der Australier der Zukunft ein auch körperlich vom Engländer verschiedenes Volk darstellen. Schon jetzt sind Unterschiede wahrnehmbar, die zwar nicht so sehr in die Augen fallen wie diejenigen zwischen Engländern und Amerikanern, die aber doch, wenn ihre allgemeine Verfassung betrachte, durch Messungen festgelegt werden könnten. Der Australier meint man hier, verhalte sich zum Engländer wie das leichte, nervöse und leicht erregbare arabische Volk zum leinigen und ausdauernden Traber Mittel-Europas. Bloß New-Seeland made insofern eine Ausnahme, als das dortige rauhere, dem europäischen ähnelnde Klima, wie man schon an den plumpen, schweren Körpern der Maoris sehen könne, breischnurtrüge, grobknochige Menschen erzeuge. Ob das alles, namentlich in Bezug auf New-Seeland, richtig ist, müge dahingestellt bleiben. Wenn die australischen Eingeborenen schlanker und energiegeladener sind als die unsere nördlichen Bayern gleichenden Maoris, so liegt das jedenfalls weniger am Klima als an verschiedener Nahrung und an schlechterer Ernährung. Da aber die Ernährung der Weissen wegen der Billigkeit der Lebensmittel sowohl im selbständigen Australien als auf New-Seeland eine vorzügliche ist, und da die Anglo-Australier der jüngeren Generation trotzdem vorwiegend schlank sind und eine kleine Abmagerung des Engländerthums nach der Seite des Italienerthums darzustellen scheinen, so glaube ich nicht, daß sich auch zwischen Neuseelands-Australiern und New-Seeländern andere als geringfügige Unterschiede bemerkbar machen werden.

Man sieht in Australien weiter so gut gekleidete, noch so beschiden gekleidete Leute wie in Europa. Da alle Handarbeit unverhältnismäßig theuer ist und wer bei australischen Schneidern seine Anzüge bestellen wollte, das Menschenmögliche an Unzuverlässigkeit kennen lernen würde, so begnügt sich sehr mit den besten Ständen die Mehrzahl mit fertig gekauften Kleidern. Und da in Australien jeder ein Knecht oder eine Knechtin sein will, da es bloß Gnade und Beliebe nichts weiter als Gnade ist, wenn dich ein Knecht oder eine Knechtin bedient, wenn dir der Hausknecht deine Stiefel putzt (in Californien muß man dies selbst thun oder auf der Straße besorgen lassen) oder deinen Koffer trägt, so ist es bloß selbstverständlich, daß die Herren Knechte, Drehschneidende, Fabrikarbeiter u. s. w. mindestens eben so gut gekleidet gehen, wie Kaufleute, Beamte u. s. w. Daher sieht man in Australien verhältnismäßig wenig Arbeiterkleidung, aber auch, abgesehen von einigen nicht zahlreichem Dandies, wenig gut gekleidete Leute. Und doch ist, wenn man in ihn auf den Kopf der Bevölkerung berechnen wollte, der Aufwand für Kleidung, namentlich beim weiblichen Geschlechte, viel größer als in Europa. Fast alle Frauenzimmer, die man auf der Straße sieht, besonders auch die Mitglieder der mittleren und unteren Stände, sind aufwändig gekleidet. Und die Schenkfrauen (bar-girls) pflegen, wenn sie Abends sich gleich Prinzessinnen dünken und von der großen Menge jugendlicher Süßhölzer bestirmt nach Hause ziehen in Samt, Seide, Pelz, und Federwert prächtig aufgeputzt zu sein. Was immer man an der bei einem Theil unserer männlichen europäischen Jugend üblichen übertriebenen Berechnung der Schenkpielerinnen auszuweisen haben mag, sie sieht hundertfach höher als jenes widerliche an jeder der vielen Hunderte von Bars betriebene Gesotze mit Geschäften, deren Herzen eben so leer und arm sind wie ihre Köpfe, deren ganze Anziehungskraft bloß in einem höchsten ausdrucklosen Gesicht und den paar bunten Zähnen besteht kann. Es ist mir nie recht klar geworden, wer in Australien eine größere Rolle spielt, die Gouverneure und die Minister oder die Schenkfrauen.

Man hört in Australien indische, sibirische, schottische Ansprache, je nach der Abstammung des Betreffenden. Ein besonderer australischer Dialekt, der mit dem amerikanischen zu vergleichen wäre, hat sich noch nicht herausgebildet. Einige wenige Ausdrücke, wie zum Beispiel der so viel wie „Sollos“ bedeutende Ausdruck „Coocy“ (ausgesprochen „Koo“) sind den Sprachen der Eingeborenen entlehnt. Wenn sich Jemand im Walde verirrt hat, ruft er Coocy. Und wer ihn hört, antwortet mit Coocy, um ihm den richtigen Weg zu menschlichen Ansiedlungen anzugeben.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Adelaide wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß es auffallend erdigne und als übermäßig nicht angebrachte Höflichkeit aufgefaßt werde, wenn ich continental-europäischer Seite folgende bei jeder Gelegenheit den Hut abnehme. Der Australier grüßt niemals durch Abnehmen des Hutes, es sei denn eine sehr vornehme Dame, der er auf diese Weise seine Höflichkeit bezeuge. Aber beim Eintreten in ein Comptoir, ein Bankhaus, ein Lesezimmer, ein Restaurant den Hut abnimmt, zieht sofort lächelnde Blicke auf sich. Aber während der Hut fast stets auf dem Kopfe bleibt, ist die Sitte des Hütchennehmens weit verbreiteter als bei uns. Und wenn man einem Dugend wildfremder Leute vorgestellt wird, so wird jeder von ihnen dem neuen Bekannten sofort kräftig und warm die Hand schütteln. Das gilt sogar für die Damen. Auch die sonstigen Begrüßungsformen sind alle andere eher als steif. Mancher europäische Aristokrat würde sich schier wundern, wenn er von Leuten, die ihm solchen vorgestellt worden, mit „my dear boy“, „old chap“, „mein lieber Junge“, „alter Knabe“ oder ähnlichem angeredet würde.

Die Zunahme des Selbstmordes.

Erschreckende Ergebnisse weist die jüngste Selbstmordstatistik für die deutsche Reichshauptstadt auf: um nicht weniger als 15 Prozent haben sich im Laufe des letzten Jahres in der in unergötzlichem Aufschwünge begriffenen glänzenden Metropole die Zahlen der freiwillig des Lebens Laßt mit des Lebens Lust von sich werfenden Personen vermehrt. Wahrscheinlich eine Thatsache, die nicht nur dem Moralisten, sondern auch dem Sozialistenkatholiker und dem Psychologen zu denken geben muß. Wie fast und inhaltlos nehmen sich die Zahlen aus, welche die Statistik uns in langen, tr. denen, mit dem Dium der Langweiligkeit besetzten Reihen und Tabellen vorführt und doch welche Fülle von unendlichem Schmerz und grenzenloser Verzweiflung, welche Unsumme von bitterster Täuschung und herben Erfahrungen verbirgt sich unter dieser kalten Zahlenwelt für denjenigen, der Zahlen nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen weiß? Das alte Wort der Frau von Staël, daß Alles verflüchtigt soviel wie Alles verziehen bedeute, kommt uns unwillkürlich in den Sinn, wenn wir uns die Ursachen für vergegenwärtigen, auf welchen diese die ersten Bedenken erweckende Vermehrung des Selbstmordes beruht!

Zweifellos steht die Zunahme der Selbstmorde in unserer Zeit zunächst mit der Zunahme der Geistesstörungen in unerschütterlicher Zusammenhänge; die Zahl der Selbstmörder, welchen die normale geistige Beschaffenheit nicht zuerkannt werden kann, ist eine ungemein große, sie beträgt mindestens ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte und die öffentliche Meinung, welche gerne jeden Selbstmord zum Anlaß einer moralisirenden, nicht selten pharisaisch gehaltenen Erörterung nimmt, sollte diese Thatsache in höherem Maße berücksichtigen, als es geschieht; demnach ist aber der in unsern Tagen so ungemein verschärfte Kampf um's Dasein für die progressive Bewegung der Ziffern des sozialen Defizits verantwortlich zu machen und da dieser Kampf naturgemäß in den großen Städten die schärfste Phase annimmt, so ist es im Grunde genommen nicht zu verwundern, wenn die Häufigkeit des Selbstmordes in Berlin weit bedeutender ist als in den Mittel- und Kleinstädten des Deutschen Reiches.

Diese Erscheinung ist durchaus nicht eine Eigenthümlichkeit der deutschen Verhältnisse und des deutschen Volkes, sie tritt in Frankreich und England, in Italien und Desterreich mit derselben Deutlichkeit zu Tage, wie bei uns. Man vergleiche die Ziffern, welche für die Zunahme des Selbstmordes in Paris maßgebend sind, mit denjenigen, welche in der Bretagne oder in Savoyen festgesetzt werden, man stelle die in Rom und Wien konstatirten Fälle denjenigen gegenüber, welche in Palermo und Dordrecht beobachtet werden und man wird die Ueberraschung gewinnen, daß die bedeutendere Zunahme des Selbstmordes ein Kennzeichen fast aller europäischen Hauptstädte bildet. An der Millionenstadt, wo die Gegensätze zwischen dem grössten Reichthum und der tiefsten Armut schroffer und unerschütterlicher einander gegenüberstehen als anderwärts, steigert sich die Unzufriedenheit der von dem Schicksale mit Ungunst Verfolgten auch leichter bis zu dem Grade, welcher die Reize in jenes unbelaunte Land, von dessen Grenzen Niemand zurückkommt, als den einzigen möglichen Ausweg aus allen Bedrängnissen erkennen läßt. Wie halten es für keinen Zufall, daß unter den Selbstmördern in Berlin die Zahl der weiblichen Arbeiter gewisser Industriezweige im Verhältnisse so bedeutend ist, sondern sehen hierin lediglich die Folge der beständig so außerordentlich traurigen und schmerzhaften Lage dieser „Knechtinnen der Knebel“.

Sehr bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die Zahl derjenigen, welche durch ein Motiv idealen Charakters zu dem Selbstmorde veranlaßt wird, so bedeutend geringer ist, als die Schaar jener, bei welchen ein ausgesprochen materialistischer Beweggrund die causa movens ist, die Zeiten sind vorüber, in welchen die Liebe, die Eitelkeit, gekränktes Egoismus und ähnliche Motive, die Hauptursachen des Selbstmordes bildeten; wegen solcher „Kleinigkeiten“ springt man heute weder ins Wasser, noch schießt man sich die Kugel von der Kopf. Unsere Zeit ist vernünftiger, sie lebt mehr mit dem Verstande als mit dem Gefühl, die Leidenschaft spielt in ihr nur eine unbedeutende Rolle und dieser Charakter unserer Zeit offenbart sich deutlich genug in der Feststellung der Selbstmordstatistik, daß es das Geld, das Geld und abermals das Geld ist, auf welches am letzten Ende die meisten Selbstmörderfälle zurückzuführen!

Die Zunahme des Selbstmordes ist eine der unheimlichsten Erscheinungen, welche unsere Kultur begleiten und sie verdient die öffentliche Aufmerksamkeit in weit höherem Maße, als sie ihr zu Theil wird. Mit Zeremonien und der herzlichsten Verbannung der Unglücklichen, welche in grenzenloser Qual diesen unheiligen Schritt thun, wird wahrlich Nichts geleistet, was geeignet wäre, der Ausbreitung dieses Parasiten entgegenzuarbeiten; es handelt sich vor allen Dingen darum, dem Kampf um's Dasein, soweit das in unsern Kräfte steht, seine Schärfe zu nehmen und demnach die materialistische Welt- und Lebensanschauung, welche sich in unerhörtem Maße verbreitet hat, zu bekämpfen und durch diejenige zu ersetzen, welche der idealen Auffassung in gebührender Weise zu ihrem Rechte verhilft. Nur wenn wir diese Ziele unverrückt im Auge behalten und ihnen die volle Kraft und Anstrengung widmen, werden wir es dahin bringen, daß unser Volk das Leben wieder höher schätzt, als es leider in großen Massen thut und der Fall ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Koelger.